

Im Lesesaal

Von Bernd Hendricks

VORSPIEL

TV SHOW HOST: Guten Abend New York, dies ist die "Augenzeugen-Show" und ich bin Selina Babaman. Seit fünfzig Minuten hält ein Mann in der Stadtbibliothek in Midtown Manhattan etwa fünfzehn bis zwanzig Bücher als Geiseln. Die Polizei hat das Gebiet rund um 5th Avenue und Bryant Park abgeriegelt. Unser Reporter Bob Verball ist vor Ort. Bob, wie ist die Lage?

BOB: Selina, vor wenigen Minuten kam Bewegung in die Szene, als der Geiselnnehmer mehrere zerknüllte Seiten Manuskriptpapier aus dem Fenster warf, offenbar mißlungene Versuche einer Forderungsliste, wie die Polizei mitteilt. Wir warten also auf einen ersten Entwurf.

SELINA: Weiß man schon, wer der Täter ist, Bob?

BOB: Nun, aus dem Verhalten des Täters ist zu schließen, Selina, daß es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um einen Schriftsteller aus New York handelt und in den Fragmenten, die er aus dem Fenster geworfen hat, ist zu ersehen, daß er möglicherweise die Aufhebung der Blockade fordern wird...

SELINA: ...der Polizeiblockade, Bob?

BOB: Nein, seiner Schreibblockade, Selina. Das macht ihn zu einem sehr gefährlichen Täter, zumal er wesentlich mehr Geiseln in seiner Gewalt hat als bislang angenommen. Die Polizei geht mittlerweile von zwei oder sogar drei Bücherregalen aus. Das ist mehr als wir uns vorstellen können, Selina.

SELINA: Das ist ja schon ein Massen... Bob...das ist viel. Wie geht es denn den Geiseln?

BOB: Wie uns Bibliothekare versichert haben, sprechen die Bücher Bände. Doch seit der Schriftsteller gegen drei Uhr fünfzehn mit vorgehaltenem Füllfederhalter in die Bibliothek gedrungen ist, stehen die Bücher buchstäblich mit dem Rücken zur Wand. Als Geste der Verhandlungsbereitschaft hatte der Täter dann vor knapp dreißig Minuten mehrere tausend Adjektive entlassen, liebe Selina.

SELINA: Guter Bob, guter Gott, weiß man schon, womit der Schriftsteller droht, wenn die Polizei seine Forderung nicht erfüllt?

BOB: Ja, das hat er schon gleich am Anfang klar gemacht: Gegen Mitternacht will er mit dem Lesen des ersten Buches beginnen, Selina.

Leser verlangen ungeduldig nach der Kriminalgeschichte, die ich versprochen habe. In der Tat sah es eine Weile so aus, als hätte ich die Geschichte wie beabsichtigt im November veröffentlichen können. Aber die Arbeit gestaltete sich schwieriger als erwartet. Das Material wurde plötzlich sehr umfangreich. Ich war gezwungen, in der Kälte des Frühwinters neue Recherchen vorzunehmen. Was eine Monatsgeschichte hätte werden sollen, wird eine Story aus drei vielleicht sogar vier Teilen, und – soweit kann ich bereits sagen – der erste Teil liegt als rohes Stück vor und wird zur Zeit vereinfacht und

verbessert. Ich hoffe, sie bald in Springwords veröffentlichen zu können.

Ein weiterer Grund, warum das Schreiben zuweilen zu langsam vorankommt, liegt darin, daß ich der größten Illusion meiner Zunft unterliege: Schreiben ist nämlich nicht mehr so anstrengend, wenn der Schreiber erst einmal die richtige Arbeitsumgebung gefunden hat.

Alle Autoren - große wie kleine - suchen nach dem perfekten Platz, der alle Eingebungen ansaugt und ihre Hirne jede Minute mit einem neuen Geistesblitz versorgt. Stephen King behauptet, seit er den Schreibtisch von der Mitte seines Arbeitsraumes in die Ecke unter dem Fenster gerückt hätte, füllten sich die Papierbogen mit den besten Storys, wie von Geisterhand in einem stetigen Fluß perfekter Formulierungen. Thomas Wolfe schrieb einige Romane übergebeugt auf dem Deckel eines Kühlschranks und hielt das für eine großartige Arbeitsweise. Als Flannery O'Connor ihre Erzählungen über Sünde schrieb, blickte sie auf die Rückseite ihres Kleiderschranks, den man für sie umgedreht hatte. Sie wollte "nichts sehen", wenn sie arbeitete. Der Autor Kent Haruf steigt in den Kohlenkeller seines Hauses, schaltet das Licht aus, verbindet seine Augen und tippt seine Romane in Dunkelheit und völliger Stille. Ich ziehe Tageslicht und "weiße Geräusche" vor, weil ich davon überzeugt bin, daß die Stille meiner Wohnung den Fluß der Worte blockiert. Meine Worte sind lebenslustige Wesen, die sich nur hervorwagen, wenn draußen etwas los ist. Eine Zeitlang zog ich von Café zu Café, mutete den Worten allerdings eine Welt mit schmutzigen Tischen und Cappucino in Pappbechern zu. Das war die Zeit der schmutzigen Gedichte. Die edlen und feinen Worte weigerten sich, auf meinem Laptopbildschirm Platz zu nehmen. Dann aber, an einem windigen Novembermorgen, trat ich in den Lesesaal der New Yorker Zentralbibliothek.

Es ist der Platz der Leser und der Schreiber, das Zauberland der Literatur, die "New York Public Library" auf der 5th Avenue, Ecke 42nd Street, ein weißer Palast, der sich über zwei Häuserblocks erstreckt, den

man "das Universum des Wissens" nennt. Der Raum 315, der Lesesaal, befindet sich in der obersten Etage. Er enthält drei oder vier dutzend Tische, auf denen Messinglampen stehen. Die Tische sind etwa acht oder zehn Meter lang, Steckdosen sind in den hellen Holzplatten eingelassen, damit Besucher ihre tragbaren Computer einstöpseln können.

An den Seiten: Bücherregale, eine Balustrade mit weiteren Regalen, durch die Bogenfenster fällt das blaue Licht der frühen Mittagsstunden. Kronleuchter hängen von der Holzdecke, die mit Ornamenten verziert ist: Goldene Trauben wachsen im Quadrat, Göttinnen der Wahrheit breiten ihre Arme aus, Musen lehnen sich einander an und spielen Leier, kariertes und spiralförmiges Schnitzwerk umrahmt drei Himmelsgemälde - rosafarbene Wolken, die auseinanderstreben und den Blick in eine mysteriöse, graublau Tiefe öffnen. Da oben irgendwo schwebt die Weisheit.

Da unten, am Eingang des Gebäudes, warten wir, die Weisheit suchen, jeden Morgen auf die Öffnung der Pforte. Dienstags und Mittwochs beginnt die Bibliothekszeit um elf Uhr (und endet um sieben Uhr dreißig), an den anderen Tagen, (außer Sonntags, wenn die Bibliothek geschlossen ist) um zehn Uhr (und endet um sechs Uhr). Wir sind sechzig oder siebzig, wir kommen allein. Wer die Bibliothek aufsucht, wünscht keine Gesellschaft. Wir sehen stumm die breite Treppe auf die 5th Avenue herab, dieser Menschenrennbahn zwischen den Bürokomplexen, der wir gerade entronnen sind.

Das Haus ist fast neunzig Jahre alt. Es war die erste öffentliche Bibliothek der Stadt. Heute ist sie Zentrum eines Netzwerkes von vier Forschungs- und fünfundachtzig Stadtteilbibliotheken in Bronx, Queens, Manhattan und Staten Island (Brooklyn hat ein eigenes Bibliotheksnetz). Die Bücherei ist wahrscheinlich die demokratischste Institution der Stadt, jeder hat Zugriff zu allen Werken, die Benutzung ist kostenlos. (Die einzige Bibliothek, die in New York Geld für das Lesen von Büchern verlangt, befindet sich im Haus des Goethe-

Instituts, wo die deutschen Kulturbürokraten neuerdings zehn Dollar Jahresbeitrag verlangen.)

Der Grundstein wurde 1902 am heutigen Bryant-Park gelegt, Präsident William Howard Taft eröffnete die Bibliothek im Mai 1911. Das erste Buch, das hier ausgeliehen wurde, war in russischer Sprache: "Ethische Ideen unserer Zeit", eine Abhandlung über Friedrich Nietzsche und Leo Tolstoi, der Autor hieß N.I. Grot, der Name des Leihers ist unbekannt.

Fast alles in dem Gebäude besteht aus weißem Marmor: die Säulen, die Bögen unter den Decken, die Sitzbänke in der Vorhalle und in den Gängen, die Treppen, die Treppengeländer, die Laternenpfähle neben dem Tannenbaum in der Vorhalle, der Besucher verspürt das Bedürfnis, mit dem Zeigefinger an den weichen kühlen Wänden entlangzufahren. Selbst die Blenden zwischen den Pinkelbecken in der Toilette sind aus Marmor. An den Waschbecken säubern und kämmen sich Obdachlose. Vor dem Spiegel putzt sich ein Mann die Zähne, er trägt einen gepflegten blauen Mantel, ein alter Aktenkoffer steht zu seinen Füßen. Später sehe ich den Mann erneut im Lesesaal, als er sich gerade über ein Buch stützt. Er trägt einen billigen olivgrünen Anzug, eine grüne Krawatte, er blickt auf, sein Gesicht glänzt vor Schweiß. Ist er krank? Leidet er unter Streß? Ist er auf der Flucht?

Wer fragt danach?

Vor ihm blättert ein dicker Mann in Judaica, zwei Latinas studieren Abhandlungen über Chemie, eine Asiatin verschanzt sich hinter einem Stoß italienischer Kochbücher, von dem ein großformatiges Buch vor die Hände des Obdachlosen rutscht: "Guliano Bugiallis Küche der Toskana". Doch er wendet sein Gesicht wieder dem Buch zu, der "Tierwelt Nordamerikas", und jetzt ist er ein Lesender wie alle anderen auch. Als Obdachloser ist er ein Mann ohne Besitz, aber als Lesender steht ihm der Reichtum von elf Millionen Büchern im New Yorker Bibliothekssystem zur Verfügung.

Elf Millionen Bücher! Und das ist nicht das letzte Wort! Unaufhaltsam wird menschliches Wissen in das Marmorhaus gepumpt, jedes Jahr stoßen zehntausend Bücher hinzu, sie füllen die Regale in den Kammern unter dem Bryant-Park, wo die Mutter aller Bücher lagert, eine Ausgabe der Gutenberg-Bibel und ein Psalm-Buch von 1640, das erste in Amerika gedruckte Buch. Dort drüben, neben dem Eingang okkupieren grün- und rotbändige Werke von Cicero, Homer und Seneca die Regale, und dann, unterbrochen vom Feuerwehrschauch, der aufgerollt in der Nische hängt, setzt sich die Regalwand mit Werken von T. S. Eliot und Dickens fort. Es ist jetzt etwa zwei Uhr Nachmittags, wir sitzen hier mittlerweile zu etwa dreihundert oder vierhundert Leuten, aber die meisten würden den permanenten Tumult leugnen, den diese Bücher verursachen. Worte springen aus den Büchern und tanzen auf den Tischen, wir alle wissen das. Aber wir beugen uns vor und tun so, als würden wir den bunten Aufstand zwischen unseren Mappen und Laptopcomputern nicht bemerken.

In Wirklichkeit zieht Chaos durch den Saal. Fragen, Zweifel und Verneinungen schäumen auf. Antworten schießen hoch wie Fontänen. Erkenntnisse schimmern in der Luft. Keine Sekunde gleicht der anderen. In jedem Moment befindet sich der Saal in einem anderen Modus des Denkens, und die Körpersprache der Arbeitenden verrät die Schwankungen des Geistes, das Zögern vor dem Überschreiten einer neuen Erkenntnisschwelle, die Angst vor der Wahrheit.

Aber niemand kann ihrer Versuchung standhalten, jeder wagt es und liest und denkt kühn voran.

Ein junger, hagerer Mann starrt seit Minuten auf seinen Computer, er hat sich zurückgelehnt, seine Ellenbogen ruhen auf der Armlehne, rhythmisch berührt er seine Fingerspitzen, als wollte er Funken schlagen.

Eine Frau, stattlich, mittleres Alter, scheint soeben das Managementbüro in einer der umliegenden Bankverwaltungen

verlassen zu haben. Sie trägt ein rotes Kostüm, eine Perlenkette baumelt an ihrem kräftigen weißen Hals. In der Hand ein Bleistift, ihr Körper pendelt zwischen zwei Dokumenten, die auf der Tischplatte ausgebreitet sind. Sie redet leise auf sie ein, als verteidige sie vor ihnen die Verkaufszahlen, die sie in dem jeweils anderen Dokument aufgeschrieben hat.

Die Leute pflegen mit ihrem Lesematerial eine intime Beziehung, die alle Gefühle herausfordert. Sie kommunizieren, sie streiten, sie werfen dem Schreibblock Ignoranz vor, denn er widerstrebt ihren Gedanken. Daneben liegt das Buch, vollendet, endgültig. Die Leser durchsuchen seine Seiten nach einem Quellbach neuer Ideen. Aber das Buch interessiert sich nicht dafür, was die Leser wünschen. Unauslöschar erhebt sich sein Inhalt vom Papier und selbst, wenn ein Leser heute die Seiten herausreißt, die Gedanken in diesem Buch sind ewig: Morgen steht eine exakte Kopie im Regal und der Angreifer bleibt draußen und leidend unter Hausverbot.

Dennoch, eine Frau vermummt sich. Sie schiebt ihre Zöpfe von der Schulter, sodaß sie auf den Rücken fallen, und zieht den Rollkragen ihres hellblauen Pullovers über die Nase. Sie sieht aus wie eine Gängerin und ihre Augen rollen und sprühen und brüllen den Befehl ins Buch, seine Weisheit preiszugeben. Später hat sie den Kragen heruntergezogen, die Zöpfe geöffnet und den Haarschopf vor das Gesicht geschwungen. Eine neue Maskerade, ein neuer Überfall, aber am Abend liegt sie in dem Stuhl, der linke Arm baumelt herab, ihr junges Gesicht, offen, gerötet, erschöpft, zur Decke gerichtet, die Augen geschlossen.

Am anderen Ende des Tisches ist eine andere Frau in einem heftigen Kampf mit dem Inhalt eines Buches verwickelt. Sie verzieht ihr Gesicht in Schmerzen. Sie blättert vor und zurück, sie wirft sich über einen kleinen Schreibblock, macht Notizen, schlägt dann das Inhaltsverzeichnis auf, sucht hastig die gewählte Seite, ihre Finger kneten das Papier, dann faltet sie die Hände, wringt und ringt sie und

dann greift sie plötzlich zum Kugelschreiber, wirft sich erneut über den Notizblock. Ich stehe auf, erwecke den Eindruck zum Regal zu müssen, werfe verstohlen einen Blick auf ihre Notizen. Ihre Handschrift ist klein, ich erkenne nichts außer in der unteren Hälfte des Blattes, mehrfach nachgezogen, die Buchstaben HIV.

In diesem Lesesaal entfaltet sich ein Naturgesetz der Kreativität: Niemand liest ohne Kugelschreiber in der Hand. Niemand schreibt, ohne zu lesen. Stets sehnt sich das Buch nach dem leeren Notizblatt. Sie liegen nebeneinander und dazwischen vermittelt der Mensch – halb Leser, halb Schreiber - und füllt die leere Notizblockseite mit Abgedanken und Neuideen, die dem Buch entsprungen sind. Jeder Schreiber beginnt seine Autorenlaufbahn mit dem Wunsch, so zu schreiben wie sein Schriftsteller-Idol, dessen Werke er mit dem Herzen liest. Er inhaliert die Muster im Satzbau, er fühlt die erzählerischen Methoden, er hört die Musik der Worte, die selbst dem Schriftsteller nicht bewußt ist. Wer gut liest, kann ein guter Schreiber werden. Kreativität veredelt sich mit Kreativität, die einzige Zutat ist die Neugierde. Die Bibliothek ist autark, sie füttert sich selbst: die Menschen unter den Messinglampen lesen alte Bücher und schreiben neue Bücher, die irgendwann in diesen Regalen auftauchen werden.

Ein älterer korpulenter Mann – die linke Kragenhälfte seines roten Polohemdes ist hochgeklappt - schreibt den großen Wurf, bis jetzt ohne Pause zehn welterschütternde Seiten: heftige, abrupte Bewegungen mit Kugelschreiber auf dem Papier. Die Handschrift ist klein. Scharf stechen die Buchstaben “h” und “k” und “j” heraus, ein blauer Stacheldraht, der sich um den Inhalt windet. Er stützt seine Faust an die Schläfe und als er sie wegnimmt, bemerke ich erst, wie groß sein Ohr ist. Er glotzt mich an, während er überlegt. Seine Ausstrahlung sagt mir, daß ich ihm nicht allzu lange in die Augen und auch nicht auf sein Manuskript sehen soll. Der Mann wirkt gewaltbereit. Jeden, der ihn längere Zeit beobachtet, würde er über den Tisch anspringen.

Ein schwächlicher Mann betritt den Saal, er trägt auf dem Kopf eine mächtige Fellmütze, in der Hand eine Plastiktüte. Beides legt er vor mir auf den Tisch, daneben wirft er seine blaue Winterjacke, die an den Rändern schmutzig ist sowie seinen Pullover. Er wickelt den Schal ab, schmeißt ihn neben dem Haufen, sodaß er nun ein beachtliches Terrain einnimmt, eine Pufferzone aus Habseligkeiten, ein Anbau seiner Persönlichkeit. Aus der Plastiktüte zieht er einen Laptoprechner. Heftig schlägt er auf die Tasten, sein Tippen klingt wie das rapide Klicken eines Revolvers, dessen Trommel leer ist. Hinter den dünnen Brillengläsern blicken traurige Augen auf den Bildschirm. Sein Hals ist verformt, eine Narbe zieht sich vom Kiefer bis zum Adamsapfel. Von Zeit zu Zeit holt er ein Buch aus der Tüte, schlägt markierte Seiten auf, liest darin, steckt das Buch wieder zurück und schreibt weiter. Das Buch heißt "Leo Trotzki Über China".

Manche haben ihren Stammplatz, zumindest ihre Stammregion. Wenn ich in den Lesesaal trete, zieht es mich zur linken Hälfte des Raumes, dort möglichst in die Mitte, und immer setze ich mich mit dem Gesicht zur Tür, ich weiß nicht warum. Der Mann mit den schulterlangen ungekämmten blonden Haaren setzt sich niemals in die Mitte eines Tisches, stets ans Ende, in die Nähe der Regale. Seit zwei Wochen trägt er das gleiche blauweißgestreifte Hemd. Über die Stuhllehne hängt ein dicker Pullover wie ein Ertrinkender, der sich kraftlos an die Reling klammert, ein Ärmel streift den Boden. Als ich an diesem Morgen auf dem Weg zu meinem Platz an ihm vorbeigehe, sehe ich, daß er eine Halbglatze hat. Er arbeitet fieberhaft, sein Schädel glüht. Vor ihm liegen drei Bücher, deren aufgeschlagene Seiten alte Landkarten zeigen. Er schreibt seine Notizen nicht Reihe für Reihe, sondern in kleinen dichten Gruppen, die sich auf dem Schreibblock wie Inseln im Meer verteilen. Neben ihm erhebt sich nun ein Mann, etwa Mitte zwanzig. Er mustert seinen Nachbarn, dann schließt er seinen Computer ab, der nun mit einem Drahtseil an den Stuhl gebunden ist. Er geht, der Schlüssel baumelt am Gürtel. Er ist ein anonymer Städter, der sich vor den anderen anonymen Städtern fürchtet. Er ist aber der

einzig, der seinen kleinen Besitz mit dieser offenen Geste des Mißtrauens schützt. Andere klappen ihren Rechner zusammen und tragen ihn auf dem Arm wie ein Baby, wenn sie zur Toilette gehen. Lediglich die Frau mit dem dichten, wilden Haarwuchs und den scharfsinnigen blauen Augen läßt ihre Sachen kaltblütig liegen. Sie weiß, daß niemand ihre Abwesenheit wahrnimmt, daß die Menschen hier keiner anderen Person Aufmerksamkeit schenken als sich selbst.

Die Beziehungen sind minimal. Wenn Bekannte oder Studienkollegen gemeinsam den Saal betreten, trennen sie sich, sobald sie ein Buch aufschlagen. Eine Frau – sie trägt Wanderschuhe und eine orangefarbene Regenjacke – wählt den einzigen Stuhl zwischen zwei Lesenden, sie zieht einen New-York-Reiseführer aus der Tasche. Da erscheint ein Mann, er trägt einen großen Rucksack, offenbar ihr Ehegatte. Er merkt, daß kein Platz mehr für ihn da ist, nicht an diesem Tisch, nicht in der Nähe seiner Frau. Er stellt sich neben sie, er sieht sie schweigend an. Er tritt zur Seite, wirkt irritiert, er legt den Rucksack auf die Ablage neben dem Buchregal. Er blickt auf die Bücher - in Verlegenheit, denn sein Gesicht, ein altes, jungenhaftes Gesicht, kann seine Verletztheit kaum verbergen. Dann stellt er den Rucksack neben den Stuhl der Frau und verläßt den Saal. Sie aber hat während des Auftrittes ihres Mannes nicht einen Moment den Blick von ihrer Lektüre gehoben.

Der Lesesaal dämpft jeden Extremismus im menschlichen Verhalten. Es gibt keine Marktschreier, keine Klageführer, keine Wichtigtuer, keine Unwichtigtuer. Die Bücher erwarten einen gewissen Respekt und die uniformierten Wärter, die von Zeit zu Zeit durch den Saal gehen, brechen alles ab, was die Würde der Bücher verletzen könnte. Zischend wecken sie Schlafende auf, flüsternd fordern sie, Brötchen und Kaffeepappbecher vom Tisch zu nehmen.

Die Leute schleppen die Unruhe des New Yorker Dschungels in den Saal. In den ersten Minuten ihres Aufenthalts atmen sie schnell, ihre Körper schwingen noch im Rhythmus der Avenues, sie rücken den

Stuhl, sie stehen auf, sie laufen hinaus, kommen wieder, verändern die Anordnung der Bücher auf dem Tisch, durchkramen ihre Taschen. Langsam fällt der Puls, langsam wachsen die Löcher zu, die Lärm und Lichter in ihre Konzentrationsfähigkeit gerissen haben.

Jeden Morgen stürmt ein alter zierlicher Mann mit langem grauen Backenbart in den Saal. Unruhig wandert er zwischen den Tischen, unfähig, eine Entscheidung über seinen Sitzplatz zu fällen. Schließlich wählt er einen Stuhl, er durchwühlt die zwei Tragetaschen, die er mitgebracht hat. Münzen klimpeln, er zieht zwei unbenutzte Pappbecher heraus, stellt sie auf den Tisch, packt sie wieder ein, geht, kehrt mit zwei Büchern zurück, zerrt aus einer Tasche einen Toilettenbeutel heraus, geht wieder, kommt nach einigen Minuten zurück, trinkt Wasser aus einer Flasche, holt aus seiner schäbigen Kunststoffjacke ein Notizbuch heraus, das auf den Seiten geklebte engbeschriebene Karteikarten enthält. Endlich, nach fünfzehn, zwanzig Minuten kehrt Ruhe in den Geist des Alten. Auf einer leeren Karteikarte beginnt er, Zahlen aufzuschreiben, so eng und klein wie die Ritzel einer Taschenuhr. Er beugt sich tief über die Karte, die jetzt seine ganze Welt ist, sein einziger Raum, zu dem nur er den Schlüssel besitzt.

Ich lehne mich zurück und sehe aus dem Fenster wie aus einem Faradayischen Käfig, an dem die Blitzschläge des Stadtlebens abprallen. Draußen, am Fensterrahmen, züngeln Raserei und Zeitdruck, hier aber schlägt der Pendel langsam. Die Zeit, die beim Lesen einer Buchseite vergeht, hat sich seit Jahrhunderten nicht verändert. Hier, nur hier, wundert man sich über den Schwachsinn von Veröffentlichungsterminen und den anderen Zwängen des Lebens, die selbstgewählt sind. Ich frage mich, wie weit wir vordringen können in die zeitlose Welt der Wörter, wo der innere Lärm erstirbt und die Wärme der Bücher in den Körper zieht. Plötzlich fällt mein Blick auf die junge Chinesin, ihr Gesicht ist entspannt, völlig frei und erwärmt, und es wird mir klar, wie tief sie an diesem Nachmittag bereits gewandert sein muß. Sie stützt abgespreizt ihre Finger auf die

Tischplatte, auf den Handrücken hat sie ihren Kopf gelegt. Der Zeigefinger der anderen Hand spielt in ihrem Haar, dreht kleine schwarze Wolken. Zwei oder dreimal schwebt ihr Kopf auf das Buch zu. Ihre Haare fallen vor die Stirn wie ein Vorhang. Sie richtet sich wieder auf, aber ihr Blick ist stets auf das Papier geheftet. Ihr Wimpernschlag ist langsam, nicht schneller als das Umschlagen einer Seite. Sie ist lesetrunken, in Gedankentrance, erfüllt von diesem wunderlichen Wohlgefühl: sie treibt in Gedanken, von denen sie nicht mehr unterscheiden kann, ob sie innerhalb oder außerhalb ihres Kopfes entstehen. Sie ist nun eins mit dem goldglänzenden Raum.

© 2002 springwords ventures Bernd Hendricks N.Y.